

Warschau in Geschichte und Kunst.

Warschauer Geschichte und die Geschichte von Polen sind so innig miteinander verflochten, daß man die eine ohne die andere sich kaum vorstellen kann. Und doch gehört die Bedeutung von Warschau erst Polens späterer Zeit an und man kann mit Zug behaupten, daß die Geschichte dieser glänzenden und berühmten Hauptstadt mit der Geschichte des Niederganges des einst so mächtigen Polenreiches Hand in Hand geht. Warschau gehört nicht zu den alten Städten des Polenlandes; in der näheren Umgebung der Stadt tauchen zum Beispiel Sockaczyn, Blonie und Grozel bedeutend früher auf aus dem Dunkel der Zeit, und manch eine dieser jetzt so unbedeutenden Landstädte war rege und blühend, als da, wo heute die Alexanderbrücke die Weichsel überspannt und Warschau mit Praga verbindet, nur erst eine ärmliche Bevölkerung von „Nissen“ sich angesiedelt zu haben scheint. Die Anfänge Warschaus gehen nicht über das 13. Jahrhundert zurück. Hundert Jahre später, Anno 1389 konnte Papst Benedikt XIII. den Platz allerdings schon bezeichnen als „einen mit Mauern umgebenen und mit allem Nötigen reichlich versehenen Ort, wo der Fürst von Masowien mit großem Gefolge so oft gewohnt“. Doch darf man darum die Vorstellungen vom damaligen Warschau nicht zu hoch spannen; noch im 15. Jahrhundert, als Krakau, Warschaus alter Nebenbuhler, schon eine der bedeutendsten und angesehensten Städte Europas war, hatte Warschau immer noch hölzernen Häuser und hölzernen auch noch seine Burg. So beginnt die große Zeit der Stadt erst im 16. Jahrhundert. Zum politischen Mittelpunkt des polnischen Volkes und Staates ist sie seit jenem Wahlrechtstage von 1573 geworden, wo bei Praga, auf freiem Felde Heinrich von Frankreich, der Valois, im Wettbewerbe um die polnische Königskrone den Sieg über den österreichischen Erzherzog und über den russischen Zaren davontrug. Dieser Reichstag aber war bekanntlich auch der Anfang der schweren inneren Zerrüttung des polnischen Reiches. Am Ende dieses Jahrhunderts wurde dann Warschau, das bis dahin immer nur erst vorübergehend als Residenz gedient hatte, durch Sigismund III. zur festen Hauptstadt des Reiches erhoben, und damit segt die Epoche ein, der das Stadtbild von Warschau das Gepräge zu verdanken hat, das es im wesentlichen noch bis zum heutigen Tage behauptet.

Das alte Warschau hatte sich am hohen Flußufer westlich des trüben Weichselstromes angesiedelt, wo das Plateau steil zum Strome abfällt. Das war ein beherrschender Punkt, und die alte Burg der Herzöge von Masowien, aus der nach vielen Wandlungen heute das stattliche, aber wenig charaktervolle Schloß geworden ist, dem Stanislaus Poniatowski die letzte Form gegeben hat, beherrschte den wichtigen Flußübergang, der weithin der einzige war, und zugleich das fruchtbare Niederland, das sich östlich und westlich des Stromes dehnt. Um diese Burg herum siedelte sich nun die Altstadt an, ein willkürlich, wenig sauberes Viertel dichtgedrängter enger Straßen und Gassen, in dem sich Warschaus ehrwürdigste Kirche, die Kathedrale S. Johann, erhebt, eine gotische Hallenkirche von guten Verhältnissen, die an Denkmälern und Erinnerungen der polnischen Geschichte reich ist. Im allgemeinen ist Warschau, wie sich aus dem Gange seiner Geschichte ergibt, ein mittelalterliches Denkmäler nicht reich, und die Gebäude und Reste jener Zeit sind vielfach durch Umbauten und Zutaten späterer Geschlechter umgestaltet worden. Die Bauten, die in Warschau vorherrschen, sind die schweren Formen der italienischen Spätrenaissance, wie sie das 17. Jahrhundert bevorzugte, und dann die Formen des Barock in ihren mannigfaltigen Abwandlungen, bis herunter zur spielenden Anmut des Rokoko. Im 17. Jahrhundert nahm die Pracht und Verschwendung der Magnaten, die sich in Warschau anbauten, eine große Höhe an, und Paläste, wie der der Rasanowskis oder der Koniecpolskis, wiesen prächtigende Säle voll schwerer Gold- und Silberarbeiten auf. Italienische Baumeister kamen in die Stadt, bedeutende Kirchen im Stile der Zeit entstanden, und Warschau, das inzwischen gegen Norden hin eine stattliche Neustadt angelegt hatte, entwickelte sich mehr und mehr zur glänzenden Residenz.

Dann kam der Höhepunkt: die Sackzeit. Das war die Zeit, wo Warschau seine schönsten Kunstwerke erhielt; noch ist das Palais Wühl als Denkmal jener Zeit erhalten. Und neben den Palästen entstanden die schönen und geräumigen Parkanlagen, durch die die ächtlichen Herrscher sich in Warschau das beste Andenken erhalten haben. Ist auch das alte Residenzschloß der Sachsenkönige verschwunden, so ist doch der Sächsischen Garten erhalten, dieses vorzeitliche Spätwerk des Rokoko-Stiles, das im Herzen Warschaus selbst gelegen, einen Ruhm der Stadt und den Mittelpunkt ihres Lebens bildet. Dort, am Sächsischen Garten, führt die große Lebensader, der Boulevarde von Warschau, vorbei, die „Kraukauer Vorstadt“, die in der Anlage der Stadt die Achse des Fluß-

laufes wiederholt und das Rückgrat ihres schönsten Viertels, des Südviertels bildet. Diese Kraukauer Vorstadt ist ein reizvolles Stück Stadtlage. Bald bequem sich verbreitend, bald wieder kräftig zusammenziehend oder zu stattlichen Plätzen auslaufend, läuft sie an Kirchen, Palästen und Monumentalbauten aller Art vorüber, eine glänzende, elegante, stets belebte Straße, die sich schließlich in der schönen Lindenallee der Aleja Ujazdowska fortsetzt und hier einen prächtigen Charakter annimmt. Glücklich wird so der Übergang der dichten inneren Stadt zu einem lockeren, ländlicheren Stadtkarakter vollzogen und den köstlichen Schlupfwinkel dieses belebten Straßenrhythmus bildet dann das Lustschloß Lazenski, der letzte Bau aus der Zeit von Stanislaus Poniatowski, der sich so reizend mit seinem Gelf vom Grün des Parks abhebt und in seinem Park alle Verführungen der unerschöpflichen Gartenkunst des 18. Jahrhunderts birgt.

Lazenski ist ein kleines Juwel. Aber den Wert und Reiz Warschaus als Kunststadt machen nicht sowohl einzelne großartige Werke und Sehenswürdigkeiten aus, als der interessante Charakter der Stadt im ganzen; ihre malerische, durch Terrassen glücklich ausgenutzte Lage an dem breiten Strome, die Mannigfaltigkeit wechselnder Hügel und Stadtsichten, die sie bietet, die Gegenläufe, durch die sie überrascht. Die willkürliche Altstadt, das ganz mittelalterlich anmutende Judenleben am Alten und Neuen Markte, dann unweit davon die Judenstadt, wo Judentum und Polentum eine so merkwürdige Verbindung eingegangen sind, dann wieder die weisliche Eleganz der großen Hauptstraßen — nicht viele Städte vereinen so bunte Bilder so nahe beieinander.

Der Löwenbändiger.

Von Anna Rosgaard.

An einem sonnigen Vormorgen war es, als der Zimmermann Otto Kramer mit freudestrahelndem Angesicht seinen Arbeitskollegen verkündete, daß ihm in der Nacht ein Sohn geboren sei. Ein Prachtbengel sei es. Ein Bengel wie ein Löwe. Gut und gerne wiege er seine zwölf Pfund. Und die Männer lachten, schüttelten mit kraftvollem Druck ihrem Kollegen die Hand und gratulierten zu dem Löwenbengel.

Löwenbengel! So — da hatte der kleine Kramer seinen Spitznamen fast mit auf die Welt gebracht. „Der Löwenbengel“, sagte man kurz, wenn man von Kramers Kestesten sprach, obwohl das Kind mit den Jahren diesen Namen direkt lägen strafe. Wohl war der kleine Alfred, als er geboren wurde und in den ersten Lebensjahren ein gesundes, kräftiges Kind gewesen, aber was nützt aller gesunder Appetit, was alle guten Anlagen zum Wachsen und Gedeihen, wenn nichts da ist, den Hunger zu stillen, der den Daben nur zu oft plagte. Alfred war ja nicht das einzige Kind geblieben, noch fünf kleine Kramers hatten sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eingestellt. Da war im Kramerschen Heim bald Schmalhans Küchenmeister geworden, noch dazu, wo der einst so rüstige Zimmermann durch einen Unglücksfall auf dem Bauplatz zum Invaliden geworden war, und die Mutter, wohl infolge der schnell aufeinander folgenden Wochenbetten, immer krankte. Da waren eben Alfreds rote Posaunenbacken bald verschwunden. Und die runden Glieder, sie wurden edig und dünn! Dies trat um so mehr zutage, je mehr der Junge in die Höhe schloß, und das tat er, trotz allen Hungers und Darbens. Alfred Kramer hat es in späteren Jahren selbst erzählt, wie sehr ihn als Kind immer der Hunger geplagt habe. Wie er immer nur den einen Wunsch gehabt habe, sich nur ein einziges Mal so recht satt essen zu können. All der Hoß und Spott der Mitschüler über seine vielfach geklafften, aus lauter verabschiedenen Fäden zusammengesetzten Hosen, es hätte nicht so weh getan, als wenn er mit leerem Magen an einem prächtig ausgestatteten Wädel- oder Fleischerladen vorüber müßte, und dabei Mutterdroschkan wie mit Weien ausgeleert war.

Als dann die sechs Kramers immer mehr heranwuchsen, und das Brot nimmer reichen wollte all die hungrigen Mäuler zu stillen, hatte Frau Kramer mit einem kleinen Produktenhandel begonnen. Ein Hundebengel wurde angeschafft. Alfred neben Karo angeführt, die Mutter Jakob, so ging es durch die Stadt. Während Frau Kramer in jedem Hause nachfragte, ob man Lumpen, Knochen oder altes Eisen habe, hielt Alfred bei dem Wagen Wacht, der immer von einer Schar Daben und Mädels umlagert war, die den Jungen foppten und hänselten. Wurde die Sache Alfred zu bunt, so schlug er einfach dazwischen, oder spannte Karo aus; da stoben sie dann schreiend davon. Alfred Kramer war stolz auf seine Arbeit, denn seitdem er die Lumpen einsammelte,

besam er ein Stück Brot mehr zu essen, und am Abend so viel Kartoffeln zugegählt wie der Vater. Das machte ihn froh und stolz zugleich. Jetzt half er ja mitzuerdienen. Und staunen konnte man drüber, wie sich der Körper des Jungen fast gewaltig dehnte und streckte. Und nun sein Appetit, wenn auch nicht ganz, so doch teilweise gestillt war, begannen sich sofort höhere Wünsche in dem Knaben zu regen. Bald sollte er ja konfirmiert werden, und da — ja ganz gewiß, da wollte er Ringelkämpfer, Kitzel oder so etwas werden. Als seine Mitschüler davon etwas spitz kriegten, gab's ein Hallo ohnegleichen. Alfred Kramer aber verdrängte die schlaumsten Kratzeiler derraufen, daß ihnen Hören und Sehen verging; da ließ man ihn in Ruh.

Als dann der heißersehnte Tag der Schulentlassung kam, blieb für Alfred nur die Wahl zwischen Fabrik oder Landarbeiter. Denn er war gezwungen, mitzuerdienen, da seine Mutter fürzlich Witwe geworden. Er zog die Fabrik dem eintönigen Landleben vor. Auf einer Zichorienfabrik besam er Arbeit. Dort sah der Knabe täglich elf Stunden, schlug die fertigen Zichorien in eine Papierhülle und dachte mit Wehmüt an seinen Ringelkämpfertraum. Zwei lange Jahre hatte er so Zichorienpäckchen gemacht, da befragte ihn die Arbeit durchaus nicht mehr. Alfred wollte höher hinaus. Die Mutter wollte allerdings nichts davon wissen, aber Alfred hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, und Lenchen Hartwig, ein bleiches, junges Mädchen mit auffallend feinen Gesichtszügen, das auf der Zichorienfabrik Seite an Seite mit ihm arbeitete, und der er seine Absicht, sich andere Arbeit suchen zu wollen, mitteilte, war wohl erst etwas betrübt gewesen, hatte ihn aber dann so strahlend angesehen mit ihren tiefblauen Augen, daß es Alfred ganz warm ums Herz geworden war. „Ja, Alfred, tue das nur“, hatte sie gesagt, „suche Dir etwas anderes, dies hier ist nicht für Dich. Du bist ja gesund, groß und stark. Du wirst schon etwas Besseres finden.“

Aber so schnell ging das nun doch nicht. Wenn man keinen Beruf gelernt hat, ist das so eine eigene Sache. Das mußte Lenchen Hartwig auch einsehen. Und doch war sie es, die ihn immer und immer wieder ermunterte, wenn er den Kopf hängen ließ. Er werde schon noch etwas finden, ja ganz gewiß. Da trat plötzlich eine Wendepunkt zum Besseren in Alfreds Leben ein, und zwar von einer Seite, wo er ihn nie erwartet hätte.

Eines Tages gab's nämlich ein groß' Geschrei im Städtchen. Aus einer Menagerie war eine Löwin ausgebrochen und trieb sich im Osterwäldchen herum, und es war nicht möglich gewesen, das Tier vor Rastwerden wieder einzufangen. Das Osterwäldchen nun mußte Alfred jeden Morgen durchqueren, wenn er zur Arbeitshütte ging. Nun die Löwin sich dort aufhielt, mußte er wohl oder übel einen anderen, viel längeren Weg wählen, um dem gefährlichen Viehe nicht in den Weg zu laufen. Dumme Geschichte das! Eine ganze Stunde früher mußte er nun schon das Weite verlassen, und der Tag hing doch für ihn ohnehin schon um fünf an, da er eine gute Stunde zu gehen hatte bis zur Zichorienfabrik. Und das alles wegen des dumme Vieh. Nein, das fiel ihm gar nicht ein. Ein, zweimal war er um Viertel vor vier aus den Federn, dann nicht wieder. Mit einem mächtigen Knüttel bewaffnet, schritt er singend und pfeifend durchs Osterwäldchen, aber wer sich nicht sehen ließ, war die Löwin.

Ganze acht Tage waren schon seit dem Schredenstage verfloßen, und das Tier lief noch immer, die Einwohner in ewige Angst versetzend, frei herum. Die halbe Polizeimannschaft und einige kühnlustige Bürger standen bis an die Zähne bewaffnet im Osterwäldchen, aber es wurde nichts mit der Löwenjagd, weil eben das Schicksalsobjekt, die Löwin, fehlte.

In Sorge um das wertvolle Tier ließ der Besitzer der Menagerie besam machen, daß er demjenigen sofort dreihundert Mark in bar bezahle, der ihm die Löwin lebend einliefer. Nun ging die Jagd erst recht los. Und weiß der Himmel, wie er es angefangen, Alfred Kramer besam die 300 Mark. Und ob man ihn noch so neugierig ausfragte, wie er es gemacht habe, sich der Bestie zu bemächtigen, er verriet es nicht. Nur Lenchen Hartwig mußte, daß er nicht mal eine Schießwaffe gehabt hatte. Mit einem ordentlichen Lappen Pferdefleisch habe er das halbdunghungerte Tier, das schon hinter einer Steingrotte gelauert, herborgelockt und seinem Herrn zugeführt. Nur im Auge behalten habe er das Tier immer, ganz scharf angesehen. Erträudet daß Lenchen Hartwig gesagt, ja, das könne ja wohl sein, sie habe schon einmal etwas von Menschen gehört, die so einen Blick hätten; und er habe so etwas Bezwingendes in seinen Augen, das hätte sie längst gemerkt. Seit diesem ereignisvollen Tage sprach man nicht mehr vom Löwenbengel, sondern vom Löwenbändiger. Allerdings mit einem Anflug von gutmütigem Spott. Aber jedenfalls hatte Alfred Kramer seine 300 Mark und eine Stellung dazu, denn der Besitzer des Zoologischen Gartens hatte ihn sofort als zweiten Wärter engagiert.

Die Erweckung der Maria Carmen.

70) Von Ludwig Brinkmann.

Ich schüttelte aber den Kopf. „Nah' mich, John; ich kehre in meine Heimat zurück. Ich bin mit diesem Kontinente ganz fertig. Hier gebe ich den Kampf auf.“

„Es ist schade um Dich, Lewis! Aus Dir wäre vielleicht noch einmal ein Bergmann geworden!“

Ich lächelte nur. Er aber sagte plötzlich: „Wir haben übrigens noch das Geschäftliche zu regeln! Von heute an geht es da wieder auf eigene Rechnung! An Deinen Ausgaben in der Stadt muß ich mich doch beteiligen!“

Wir legten beide unser Vermögen auf den Tisch und teilten. Dann Jakob mir Stuart noch einmal fünfundsanzig Pesos zu, da er sich aus der gemeinsamen Kasse ein Pferd für fünfzig Pesos gekauft hätte. Es war wenig genug, was ihm da blieb. Doch er meinte:

„Es langt schon, bis ich nach Columbia zu meinem Freunde komme, und Du hast ja die weitere Reise vor Dir! Zudem — ein wenig wird ja wohl bei der Versteigerung auch noch herauskommen!“

Stuart ging dann in den Hof, sein Pferd zu holen. Er führte es am Bügel, da ich ihn noch ein Stück des Weges begleiten wollte. Das Tier trug weiter kein Gepäc als die beiden Satteltaschen, und ich fragte Stuart nach dem übrigen. Er aber lachte:

„Die Güter habe ich niemals viele besessen — und auf meiner jetzigen Reise wären sie nur lästig. Was ich sonst noch besaß, habe ich dieser Tage unter die Maulkriecher verteilt; solche Leute nehmen ja stets gerne unsere Lasten auf. Sie meinen, sie erhielten ein Geschenk, und bekommen — eine Bürde. Wohl bekomm' es ihnen! Was ich zu besitzen träume, ist ein schönes Bergwerk und ein stattliches Bankguthaben; sonst aber muß mein Hab und Gut in einer Satteltasche Raum finden!“

Wir notierten uns gegenseitig unsere zukünftigen Adressen und versprachen uns unsere Erlebnisse mitzuteilen. Stuart war zuversichtlich, daß er mich in ein paar Jahren in Europa auffuchen könnte; dann würden wir über den Imparcial und die ganze Gölle von Oaxaca weidlich lachen. Ich sollte mich fest darauf verlassen, er käme.

Wir umarmten uns noch einmal draußen vor der Stadt.

Stuart schlang sich in den Sattel und schlug einen flotten Trab an. Nach einiger Zeit wandte er sich um und winkte mit seinem breitrandigen Hute. Dann verschwand er hinter einer Biegung des Weges.

Ich kehrte um und sah gerade die Sonne über die Kluppen der Berge hervorleuchten. Ein neuer Tag begann . . .

Warum ich noch bis heute abend in Oaxaca geblieben bin, weiß ich nicht zu sagen. Anstatt doch ich morgen reife, hätte ich es besser schon vor einigen Tagen getan. Vielleicht hielt mich eine Art von Neugierde fest, die Komödie bis zum Schluß anzusehen. Fürwahr eine Komödie ist es, nichts anderes.

So habe ich die Schwermut, die bleierne Langelweile dieser Lage geduldig ertragen. Ich habe den Don Quijote wieder einmal gelesen — das hat mir in meiner Fieberhaftigkeit wie Chinin geholfen. Schließlich ist eben mein ganzes Unternehmen eine Donquijoterie gewesen, die ich bald überwunden haben werde.

Also Versteigerung. In zehn Minuten war alles abgemacht. Eine Menge Volk war in dem Geschäftszimmer des Notars; Semiten, Kaukasier und Halblut, die auf alte Maschinen fahndeten. Ein oder zwei Herren aus der Stadt, die mir bekannt waren, hatten sich eingefunden, die einzigen ernsten Reflektanten für die Grube, außer Powell natürlich, der mit Dickinson in einem Winkel stand. Sie erwiderten gemessen meinen Gruß, und es erschien mir, als wären beide sehr, sehr ernst.

Die beiden Herren aus Stadt Mexiko waren die einzigen, die boten. Der eine war bald bis 5000 Pesos gelangt. Der andere rief: „6000“, und der erste antwortete nicht mehr. Eine kleine Pause trat ein; „6000 zum zweiten“, wiederholte der Auktionator; da mischte sich Harris ein, den ich bis dahin noch nicht bemerkt hatte: „6100“. Der andere überbotet: „6200“, und Harris ruft: „6300“. Der andere schüttelt mit dem Kopfe und tritt zurück.

„6300 zum zweiten, 6300 zum . . .“ Ich sehe mich flehend nach Dickinson um; der aber tut so, als ginge ihn die ganze Sache nichts an.

„Machen wir es mit 7000“, ruft Powell, der sich bis jetzt noch gar nicht um die Versteigerung gekümmert zu haben schien.

„7000 zum Dritten!“ Powell hatte alle bewegliche und unbewegliche Habe des Imparcial gekauft.

Harris zählte das Geld auf den Tisch und steckte den leeren Beutel in die Tasche. Da kam Powell auf mich zu und sagte:

„Die Entwicklung der Dinge tut mir sehr leid, aber — sehen Sie selbst, Harris' Beutel ist leer. Ich konnte nicht mehr bieten, selbst wenn ich gewollt hätte. Beklagen Sie sich also nicht bei mir. Es stand Ihnen frei, für billiges Geld sich das Bestium zu sichern!“

So überraschend mir auch die Wendung gekommen war, so war es mir doch zu gleichgültig, um darüber viel nachzudenken. Ich habe es längst aufgegeben, alle Mäkel dieser Welt ergründen zu wollen. Nur einer Tatsache bin ich sicher, nämlich daß mir Powell 100 Pesos geschenkt hat, wahrscheinlich aus mathematischem Ehrgeiz; vor Wochen hatte er mir tausend Pesos angeboten; so wollte er mir damals nicht zuviel gewährt, wollte recht behalten haben. Also gut; ich nehme das Geschenk.

Habe noch einen Brief an die Transatlantische Bank geschrieben und sie aufgefordert, die tausend Pesos einzuziehen und mir nach Deutschland überweisen zu lassen.

Mein letztes Geschäft in Angelegenheiten des Imparcial war damit erledigt.

Ich lächle — in meinem Buche stehen Verse. Sie sind sicherlich schlecht, aber mit meinem Herzblut geschrieben.

Draußen im Park habe ich sie mit zitternder Hand aufs Papier niedergekritzelt. Im kühlen Schatten sah ich da auf einer Bank; in den hohen Platanenbäumen glitzerte das bunte, schimmernde Gefieder der Kolibris, die von Orchidee zu Orchidee flatterten; alle Feuer der Sonne zerstreuten sich hier in leuchtenden Farben.

Da fühlte ich das Leben wieder in mir erwachen. Die Gesehung erweckte in mir die Sehnsucht nach schöneren, reineren Dingen. Solange ich in meinem Hotel zu Orizaba von wilden Fieberschauern durchschüttelt war, umgaben mich die finsternen Gestalten, die aus den Höhlen des Berges heransprochen und mich auf das Lager niederpreßten; nun aber ist alles vergessen, überwunden, was hinter mir liegt, nun sehe ich wieder tief in das schöne, goldene Leben hinein mit all seinen Farben, seiner Pracht, seiner Erhabenheit, wie jener Berg Orizaba, der vor mir seine ewige, schneebedeckte Spitze in den majestätischen Dom des Aethers einbohrt.

(Fortf. folgt.)

Das sagte Alfred zu; mit Liebe und Sorgfalt begleitete er sein Amt ein volles Jahr. Da avancierte er zum ersten Wärter und erfüllte sein Amt zur vollsten Zufriedenheit seines Herrn. Dem aber traf plötzlich ein schwerer Verlust. Die Witwe, die ehemals Alfreds Schicksal bestimmt, hatte zwei Junge geworfen, von denen das eine sofort verendete. Und nach einigen Tagen ging auch das wertvolle Muttertier ein. Der Witwe folgte ein Predigeremplar von Panther. Da der Mann ohnehin in materiellen Verhältnissen schlecht dastand, dauerte es gar nicht lange, und er mußte die Wüste dicht machen.

Was aus Alfred Kramer geworden? Der zog hinaus in die Welt, den jungen Löwen, den er mit unendlicher Sorge bei der Pflege aufgezogen, als sein Eigentum mit sich nehmend. Jahrelang hörte man nichts von ihm bis eines Tages Frau Kramer, sowie Lenchen Hartwig eine Photographie herumzeigten, die Alfred ihnen gesandt hatte. Da riefen die biederen Kleinfüßler Mund und Nase auf, und Alfreds einstige Schulgefährten vergaßen ganz das Lachen und Höhnen. Aber das alles war ja wohl nur ein Scherz! Immerhin, die schlaffe, kraftvolle Jünglingsgestalt, die da furchtlos inmitten der grimmigen Löwenkar stand, gewann ihnen alle Achtung ab. Ja, wäre es doch nur ein Scherz gewesen, aber es war keine! Alfred Kramer hatte es wirklich zum Dompteur gebracht. Das bewiesen die ansehnlichen Geldsummen, die er monatlich der Mutter sandte, und die es nun nicht mehr nötig hatte, mit dem Hundegepöhl durch die Stadt zu fahren.

Ein paar Jahre später kam Alfred heim und war der gefeierte Held des Tages. Er war gekommen, Lenchen Hartwig, seine einstige Arbeitskollegin, heimzuholen, als sein liebes, junges Weib. Er hatte sie nicht vergessen, obwohl sich manches Dämchen und manche Artistin nach dem hübschen, flotten Dompteur fast die Augen ausgeschaut. War das ein Aufsehen! Das halbe Städtchen stand gaffend am Bahnhof, als das elegante junge Paar im D-Bug hinausfuhr in die Welt, dem Glück entgegen. Ein paar geschwähige Weiber wollten sogar wissen, daß Lenchen Hartwig einen seidenen Unterrod getragen hätte; ganz deutlich hätten sie es rauschen und knirschen hören, als sie aus der Droschke gestiegen sei. Wochen vergingen, ehe man über das alles wieder zur Ruhe kam.

Fünf Jahre grad waren vergangen, seit dem ereignisvollen Tage, als der Selbstbrand sich entzündete und Alfred Kramer Weib und Kind heimbrachte zur Mutter, weil auch ihn das Vaterland zu den Waffen rief. Schwer ward ihm der Abschied von seinem Weibe, schwer von seinem Schönen, einem vierjährigen Anaben, den er fast vergötterte. Ganz der Mutter Ebenbild war dieses Kind. Den „Meinen Lord“ nannte man in Artistenkreisen Alfred Kramers hübschen Anaben. In der Tat, in seinem Samtanauge mit den weißen Aufschlägen, den seidenen Strümpfen und Schallenschuhen und den langen blonden Locken, die ihm nach Mädchenart bis auf die Schultern fielen, glich Fredi einem Edelknaben, wie man ihn oft auf alten Delgemälden abgebildet sieht. Und so schwer, so furchtbar schwer fiel dem ersten Manne, der nie gezittert, wenn er seinen Fuß in den Käfig der Bestien gesetzt hatte, das Scheiden von diesem seinem Kinde. Obwohl er sich der Tränen nicht geschämt hätte, verhielt er mannhafte den Schmerz, riß das weinende Kind in seine Arme und schwang es jubelnd über seinem Haupte: Geh mir doch, Bub, wirst doch nicht heulen! Ganz duseelig war dem Kinde im Kopfe, als es blitzschnell auf der Diele stand, und ehe es recht zu sich kam, war Vater gegangen. Ganz still war's im Zimmer. Nur Großmutter's alte Uhr machte tick, tick, tick, und auf dem Sofa lag die Mutter. Sie verdeckte das Gesicht mit dem Taschentuch. Mutter weinte, was Fredi bisher von ihr noch nie gesehen hatte. Darum ward ihm ganz bange ums kleine Herz. Still schlich er sich zur Mutter und legte Schutz suchend seinen blonden Lockenlock in ihren Schoß.

Stille traurige Tage waren es, die nun kamen. Verweinte Augen, vergrämte Gesichter sah man überall. Nur die liebe Schuljugend fand die Situation, in die sie der Krieg verlegt hatte, recht amüsant. Sie hatten jetzt kürzere Schulzeit und nützten diese Extrazeiten weiblich aus. Umgürtet mit einem hölzernen Säbel, irgendeine phantastische Kopfbedeckung auf dem Haupte, teilten sie sich in Franzosen, Russen, Deutsche, sogar Indianer, ein und lieferten die schönsten Straßenkämpfe. Fredi Kramer nahm nicht teil daran. Fremd, verächtlich, stand der „Meine Lord“ in der Haustür und sah mit weinerlicher Miene dem großen Spiel der Anaben zu. Diese wieder blieben oft stehen und begafften den Anaben wie ein Wundertier. Mit staunenden Augen blickten sie auf den fremden Vogel, der sich hier in ihre dunkle Gasse verirrt hatte. Wohl geschah es oft, daß die Mutter oder die Großmutter herauskamen, kleine Räschereien an die Kinder verleihten und gleichzeitig verurteilten, Fredi mit den Knabenkindern bekanntzumachen, damit er an ihren Spielen teilnahme. Davon aber wollte Fredi Kramer nichts wissen. Er haßte die kleinen Häufte, stampfte mit den Füßen und schlug um sich, wenn man etwa versuchen wollte, ihn mit Gewalt vor der Türschwelle zu bringen. „Will gar nicht spielen!“ schrie das Kind im höchsten Diskant, „reisen will Fredi! Vatti soll kommen! Aufhören soll der Krieg!“

Aber sein Vater kam nicht wieder.

Musik.

Deutsches Opernhaus. Hoffmanns Erzählungen. Gegen Ende seines Lebens hat Jacques Offenbach diese seine einzige phantastische Oper geschrieben. Mit ihr hat er nachträglich die irige Meinung: als wäre er im Grunde doch nur ein „leichter“ Musiker gewesen, umgestoßen. Ja noch mehr. Ueber hundert Singspiele und Operetten hatte er hingeworfen; deren meisten wir schon deshalb nicht wissen wollen, weil sie ein musikalisch-spiegelnbild des Pariser Lebens zur Zeit des zweiten Kaiserreichs und als solches auch kulturhistorisch bedeutsam sind. Dann bewiesen die „Erzählungen“, daß er, der gebürtige Rheinländer, niemals so ganz im Romanentum aufgegangen war, um sich seines deutschen Wesens entäußern zu können. Denn diese Musik ist nicht bloß geistvoll. Sie ist geistvoll aus inneren Quellen. Mit einem Wort: ein Deutscher hat sie geschaffen. Es weht darin deutsche Waldhornromantik und Volksliedhaftigkeit. Im vollsten den wirklichen Worten Offenbach zu erkennen, sei wieder an die großartige Willkürhaftigkeit seiner Musik — beispielsweise des Vorspiels zum zweiten Akt — erinnert. Es mutet gewiß tragisch an, daß es Offenbach, wenn er auch noch einige Bühnenproben leisten konnte, nicht mehr vergönnt war, das Werk selbst zu hören. Erst dreißig Jahre nach seinem Ableben wurde es in Deutschland gegeben und zählt seitdem zum dauernden Besitzstande vieler Opernhäuser.

Es war gut und notwendig, daß nun auch die Leitung des Charlottenburger Hauses den „Erzählungen“ eine würdige Heimstätte bereitet hat. Wie meistens, versuchte Direktor Hartmann jetzt auch dies Werk in seiner ursprünglichen Gestalt darzubieten. Insofern als dadurch mancherlei Klarheit in der Motivierung der überaus phantastischen Handlung nach Erzählungen des deutschromantischen Dichters-Musikers E. A. Hoffmann — des „Gespensier-Hoffmann“ — erzielt werden sollte, ist der Nelsonstruktur glücklich gewesen. Die Inszenierung hat ihrerseits dazu beigetragen.

Weniger einverstanden wird man mit der Rollenbesetzung sein. Rudolf Laubenthal ist, so prächtige Stimmittel er entfaltet, doch der Art eines Hoffmann, den er darzustellen bemüht war, wenig gewachsen. Allenfalls genigte er im Vor- und Nachspiel. Der besten Eindruck erzielte gelanglich und puppenautomatisch Lore Küderl als „Olympia“. Im dritten Bilde kam das Gespenst-Groteske ziemlich überzeugend heraus. Da sollen Franz Reisinger (Doktor Wirral) und Frau Kasser (Antonia) genannt sein. Im übrigen vermisste man — so auch in der sonst hübsch angeordneten Studenten-Inspiration im Lutter-Keller zu Bamberg, wo Hoffmann einige Zeit als Theaterkapellmeister tätig gewesen — die Originalität der Gestaltung.

Hingegen gab das Orchester unter Kapellmeister Moritz die Musik mit allem Zauber wieder.

Verantwortlicher Redaktor: Alfred Scholz, Reußlin, Für den

Kleines Feuilleton.

Aus der Geschichte Warschaus.

Die geschichtlichen Anfänge Warschaus gehen ins 13. Jahrhundert zurück; die Stadt wird im Jahre 1224 zum ersten Male urkundlich erwähnt, nachdem die Herzöge von Masowien hier mit fundigen Blid ihre Burg angelegt hatten. Bis zum Jahre 1320 war sie die Residenz der Masowischen Herzöge. Im Jahre 1389 umgaben sie ihre Stadt mit Mauern; aber nahezu zwei Jahrhunderte später wurde Warschau von den Polen eingenommen, und im Jahre 1596 von König Sigmund II. August zur Residenz erhoben. Seit dem Jahre 1579 wurden auf der in der Nähe gelegenen Ebene von Wola die Könige von Polen gewählt; im Jahre 1697 wurde Warschau an Stelle von Krakau die polnische Hauptstadt. Im August des Jahres 1655 mußte es sich Karl X. von Schweden ergeben; es wurde aber im folgenden Jahre von König Johann Kasimir wiedererobert. Vom 28. bis 30. Juli 1656 tobte bei Warschau die dreitägige Schlacht zwischen der schwedisch-brandenburgischen Macht und dem König Johann Kasimir von Polen, deren Folge die Kapitulation der Stadt war. Während des nordischen Krieges hatte sie sehr zu leiden; sie wurde später wiederholt von den Russen besetzt, und in dem Aufstand vom 17. bis zum 18. April des Jahres 1794 wurde die russische Besatzung niedergeworfen. Aber am 8. November desselben Jahres mußte sich Warschau nach der Erstürmung von Prag den Russen unter Suworow ergeben. Nach der siegreichen Schlacht sandte der russische Führer jene berühmte Meldung an die Kaiserin Katharina, die nur die drei Worte: „Hurra! Praga! Suworow!“ enthielt, worauf die Kaiserin ebenso bündig antwortete: „Bravo! Feldmarschall! Katharina.“

Bei der dritten Teilung Polens wurde Warschau preussisch und blieb es bis zum Jahre 1806, in dem es die Franzosen besetzten. Im Frieden zu Tilsit mußte Preußen die Stadt abtreten; sie wurde die Hauptstadt des neuen, zum Rheinbund gehörigen Herzogtums Warschau. Warschau wurde vom Wiener Kongreß zur Hauptstadt „Kongreß-Polens“ gemacht; aber fünfzehn Jahre später tobten in der Weichselstadt die Stürme der großen polnischen Revolution, die mit dem Aufstand vom 29. November 1830 begann und am 8. September des folgenden Jahres mit der Uebergabe Warschaus an den russischen General Paskeiwitsch ihr Ende fand. Seither hat Rußland die vielgeprüfte Stadt immer wieder schwerer seine Erobererfülle fühlen lassen; und namentlich bei den späteren Revolutionen der Jahre 1863 und 1864, bei denen Warschau jedesmal der Mittelpunkt und Herd der polnischen Erhebung gewesen war, hat die russische Regierung mit grausamer Härte die Empörer gefoltert und niedergeschlagen.

Blutbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit der Schulkinder.

Am Institut für experimentelle Pädagogik des Leipziger Lehrervereins wurden Untersuchungen angestellt, welche die Abhängigkeit der Leistungen der Kinder von ihrer Blutbeschaffenheit klar erweisen. Die Landkinder haben einen 8–10 Proz. höheren Blutstoffgehalt als die Stadtkinder. In den meisten Fällen wurde ein überaus hoher Prozentsatz von Sauerstoff im Blut der Kinder gefunden. Die Ursache der Blutarmut ist hauptsächlich in den sozialen Verhältnissen der Eltern zu suchen, die es auch bedingen, daß die Schüler der höheren Bürgerschulen einen nicht unbedeutlichen Vorprung hinsichtlich der körperlichen Entwicklung aufweisen. Besonders groß ist der Prozentsatz der Blutarmen unter den „Sittenbleibern“. Blutbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit sind nach den vorliegenden Untersuchungen voneinander abhängig. Jedoch nicht Blutarmut und Begabung. Gerade die begabtesten Kinder sind oft die blutärmsten in der Klasse. Der Ehrgeiz spornet sie an, alle Kräfte einzusetzen, das Beste zu leisten; sie tun es aber auf Kosten ihrer Gesundheit. Am allgemeinen weisen Kinder mit höherem Gehalt an Blutstoff bessere Leistungen auf als die mit geringem. Die Leistungsfähigkeit der Blutarmen liegt im Beginn der Arbeit und die Leistung sinkt dann von Minute zu Minute, während die Leistungsfähigkeit bei Geunden eine von Anfang steigende Leistung erkennen läßt. Diese Ernährungsanlage gibt vielfach den Grund für anhaltende nervöse Zustände ab.

Die Tortenmaschine.

Ein Restaurateur in Chicago, der sich speziell auf den Vertrieb der unter dem Namen „Pie“ bekannten kleinen Torten geworfen hat, die einen Hauptbestandteil des amerikanischen Lunch bilden, hat kürzlich eine elektrische betriebene Maschine eingestell, die nicht weniger als 1800 solcher Torten in der Stunde fertig bringt. Die Maschine ist 6 1/2 Meter lang und 1 1/2 Meter breit, wiegt etwa 3 1/2 Tonnen, wird durch einen zweipoligen Motor betrieben und erfordert die Arbeit von sechs Mädchen. Der Teig wird der Maschine von männlichen Arbeitern zugeführt, und zwar bereits in Portionen, die der Unter- und Oberkruste der Torten entsprechen. Die erste Arbeiterin bringt das Teigstück für die Unterkruste in eine Pressform, aus der es in richtiger Größe und Gestalt hervorgeht. Die zweite Arbeiterin befördert diese Unterlage in die Backstube, ohne den Teig mit der Hand zu berühren. Die Backstube wandert auf einem einlofen Transportband um die Maschine herum und werden an einer Stelle ihrer Wanderung am Rande ihrer hohen Form mittels einer nassen Bürste angefeuchtet, so daß die Oberkruste später dort haften. Zuerst aber kommt natürlich die Füllung hinein, aber unmittelbar darauf kommt die ebenfalls in die richtige Form gepresste Oberkruste darauf und wird mittels einer Drehvorrichtung derart auf die Unterkruste aufgesetzt, daß die Füllung gutschließend von den beiden Teigformen umgeben ist und ein etwaiger überstehender Rand gleichzeitig entfernt wird.

Die Karfose der Pflanzen.

Nicht nur bei den Menschen und höheren Tieren ist es möglich, eine Karfose durch Anwendung gewisser Mittel einzuleiten, sondern auch die Pflanzen lassen sich wie die tierischen Organismen einschläfern, d. h. in ihrer Funktion herabsetzen. Und zwar sind es dieselben Stoffe, die auch bei Pflanzen die Karfose erzeugen: nämlich Nether, Chloroform, Alkohol, Chloralhydrat, ferner Benzol, Benzol, Äther und viele Alkaloide. Das Wesen der Karfose besteht darin, daß sie die Lebensfunktionen herabsetzt. Die Sinnesempfindungen werden schwächer, Bewegungsstörungen treten auf, und bei den mit Schmerzmitteln ausgestatteten Organismen dringen unter dem Einfluß des Karfoform die Schmerzen nicht mehr ins Bewußtsein. Andererseits besitzen zahlreiche Karfose die Eigenheit — man denke an den Alkohol — in kleinen Dosen gegeben zunächst eine Steigerung der Lebensfunktionen hervorgerufen — alkoholische Erregung und Beschleunigung des Vorstellungsverlaufes, der aber jedesmal die Herabsetzung unbedingt folgen muß. Das Wesen der Karfose läßt sich von verschiedenen Seiten aus betrachten. Ein wesentliches Merkmal der narfose wirkenden Mittel ist, wie die Pharmakologen Overton-Meyer vor einigen Jahren entdeckt haben, ihre Fettlöslichkeit. Nur diejenigen Substanzen wirken narfose, die in der Lipidsubstanzen löslich sind.

Alle diese Merkmale treffen auch für die Pflanzen zu. Zum ersten Male ist die narfose Beeinflussung der Pflanzen bei der Mimose beobachtet worden, deren bekannte Reizbarkeit bei Verwundungen — sie schliefen sich dann — durch Chloroform aufgehoben wird. Auch der wichtigste Prozeß im Pflanzenleben, die Assimilation der Kohlenhydrate der Luft in Kohlenhydrate wird durch die Einwirkung der Karfose aufgehoben. Dies ist, wie „Die Naturwissenschaften“ mitteilen, sowohl für die Alge Spirogyra wie für höhere Pflanzen nachgewiesen worden. Aber auch eine Steigerung des Lebensbetriebes kann, wie oben angedeutet, durch kleinere Mengen eines Karfo-

forms erzielt werden. Unter günstigen Bedingungen wird die Atmung der Pflanze größer. Zwiebeln, die während sechs Stunden narfose waren, atmeten zunächst stärker, später aber schwächer als im normalen Zustande. Auf einer Atmungssteigerung und der dadurch bedingten Wachstumsregung beruht auch das von Prof. Johansen angegebene Aetherverfahren zum Fröhrtreiben von Pflanzen, wonach die Ruhezeit der Knospe um 6–8 Wochen durch 12–48stündige Karfose verläßt werden kann. Ferner können auch eben ausgereifte Geistesformen durch Aetherkarfose noch an der Mutterpflanze zum Austreiben gebracht werden. Die Karfose ist also nicht, wie man meinen könnte, ein Spezialfall der höheren Organismen, sondern eine allgemeine biologische Erscheinung in der gesamten Natur.

Notizen.

Theaterchronik. Im Berliner Theater gelangen nach zweimonatiger Ferienpause Bernauer-Schanzers „Ertränkter“ am Sonnabend, den 14. v. Mts. wieder zur Aufführung.

Der Kartograph Richard Kiepert ist in Lichterfelde im Alter von 69 Jahren gestorben. Er hat als geiziger Schiller seines als Geographen hervorragenden Vaters Heinrich Kiepert dessen Atlanten vielfach neu herausgegeben und auch selbst als Leiter der bekannten Kartographischen Anstalt von Dr. Reimer in Berlin eine ganze Anzahl von Karten herausgegeben. Eine Reihe von Jahren redigierte er die inzwischen eingegangene Zeitschrift „Globus“.

Schach.*

G. v. Proder.



Weiß zieht und erzwingt „Selbstmatt“.

Die obige Stellung (nicht die nachstehenden Ausführungen) entnehmen wir (mit einer kleinen Veränderung) der Seite 174 des Fests Nr. 24/25 vom 20. Juni 1915 des Deutschen Schachbunds. (Dort ist der Turm auf g8 positioniert und die Forderung lautet demnach: „Selbstmatt in 9 Zügen“.)

Während der ganzen Lebensdauer unserer Schachpalte haben wir das Thema des „Selbstmatt“ deshalb niemals berührt, weil es für die überwiegende Mehrheit unserer Leser viel zu schwierig ist. Wenn wir diesmal zugunsten der obigen Stellung eine Ausnahme machen, so geschieht es deshalb, weil es sich um eins der geistreichsten Begierispiele handelt, die je im Schach geschaffen sind. Wer nämlich den nachstehend angegebenen allgemeinen Schlüssel der Lösung kennt, kann — einen in der Lösung Unbewanderten gegenüber — die spähige Unterhaltung sich leisten, so oft als es der Partner will, mit Weiß das Selbstmatt zu erzwingen, ohne daß der andere imstande sei, ihm die Füge auch nur nachzumachen, falls der Kenner die Führung der schwarzen Steine selbst übernimmt. Mit anderen Worten: man gewinnt fortwährend mit Weiß und macht fortwährend Remis mit Schwarz. Also ein richtiges Begierispiel. Der obige Ausdruck: „gewinnt“ ist natürlich nur im konventionellen Sinne des Begriffes „Selbstmatt“ aufzufassen, der darin besteht, eine derartige Stellung zu erzwingen, daß dem Gegner kein anderer nach den Regeln der Gangart der Steine erlaubter Zug übrig bleibe, als eben Matt zu legen.

Zur Lösung des Diagramms zurückkehrend, zunächst nur beipielweise einige Einzelvarianten zur Orientierung: 1. Th8, Lf8!; 2. Te8, Lb7? (Lb6!); 3. Lf3, Ld5!; 4. Te8, Lb7!; 5. Ld5, Le6!; 6. Th8, Lb7!; 7. Le6 und Schwarz hat seinen anderen Zug als 7. ... LxL4. Oder 1. Th8, Lf8!; 2. Te8, Le6!; 3. Th8, Le4? (Ld5!); 4. Te8, Ld5!; 5. Lf3, Le6!; 6. Le4, Ld5 (Lb7, Ld5 usw. wie oben); 7. Th8, Lb7!; 8. Le6, LxL4. Oder 1. Th8, Lf8!; 2. Te8, Le6!; 3. Th8, Ld5!; 4. Le4, Le6? (Lb7!); 5. Te8, Lb7!; 6. Ld5, Le6!; 7. Th8, Lb7!; 8. Le6, LxL4. Die Zahl der Einzelvarianten, die man anführen könnte, ist zwar nicht unerschöpflich, aber so groß, daß kein Gedächtnis ausreichen kann, wenn man das allgemeine Wesen der Spielführung (den „Schlüssel“) nicht kennt. Weist Weiß diesen Schlüssel, so wird es ihm, praktisch genommen, fast immer gelingen, durch genügend langes Herumziehen den Gegner, der auf Geratewohl antwortet, früh oder spät zu einem Fehlschlag (etwa wie oben) zu verleiten, wodurch erst das Selbstmatt in obiger Weise erzwingbar wird. Dieser „Schlüssel“ besteht in folgendem Satze: Ist die Füge der Felder auf der 8. Horizontale zwischen dem schwarzen Könige und dem weißen Turme derartigen Stellung am Zuge ist, bei bestmöglicher Fortsetzung des Gegners im entscheidenden Nachteil! Diese „bestmögliche“ Fortsetzung besteht dann eben nur darin, die Gleichheit der Felderanzahl auf der erwähnten Diagonale und Horizontale aufrecht zu erhalten. Diese einfache Methode genügt in allen Fällen sowohl für Weiß als auch für Schwarz! Auf diesem letzteren Umstande beruht auch die Möglichkeit für den Kenner des obigen „Schlüssels“, sich mit Schwarz unendlich zu verteidigen, sobald er die Führung der schwarzen Steine übernimmt. Denn, wenn Schwarz seinen einzigen Fehlschlag macht, ist das Selbstmatt auf obige Weise (durch LxL4) von vornherein aus der Diagrammstellung nicht zu erzwingen!

Nach zahllosen Proben, Studien und Mühen wird mancher besonders hartnäckige und durch das Begierispiel intrigierte Gegner vielleicht dennoch nach wochenlangem Kopfschmerzen auf den „Schlüssel“ von selbst kommen und dann stolz und ertrüftet die Aufgabe als unlösbar erklären. Dann aber kommt der letzte Knalleffekt, indem die Aufgabe, zwar nicht durch LxL4 und das Tempoziel, aber dennoch auf folgende eigentlich ganz brutale Art zu lösen ist: 1. Te8, Le4!; 2. Lf3, Ld5!; 3. Le4, Le6!; 4. TxL4, LxL2!; 5. Te2, Kb8!; 6. a7, Ke7!; 7. TxL4, Kd6!; 8. a8D, Ke6!; 9. De5, Kf4!; 10. Tf2, Kg3!; 11. Lb2, KxT (geht der König nicht freiwillig nach f2, so dauert es nur etwas länger, bis er dorthin geschoben wird); 12. Ld5, Kf1!; 13. Ld2, Kf2!; 14. De7 und Schwarz hat seinen anderen Zug als 14. ... h3xg2+. Diese neue und unerwartete Selbstmattmöglichkeit, die in der Diagrammstellung drin liegt und mit der man erst zuletzt nach dem Scheitern des Tempoziels herauszurücken braucht, bildet die Ultima ratio, um den begierigen Gegner doch aufzuzwingen zu lassen, wenn er die Beschuldigung anspricht, man habe ihn sich den Kopf zerbrechen lassen mit einer angeblich unlöslichen Aufgabe. Die Aufgabe ist eben doch lösbar gewesen! ...

* Der Ausdruck dieser Schachpalte ist ohne Quellenangabe („Vorwärts“) nicht gestattet. Der Verfasser (ein in der Schachwelt unter dem Pseudonym „Sg1-e2“ wohlbekannter Meister) schreibt und, die Umgestaltung der Boeckerschen Komposition zum Begierispiel rühre schon seit etwa 20 Jahren von ihm selber her. Um den Spaß nicht zu verderben, nahm der Verfasser den wenigen Meistern, denen er den „Schlüssel“ mitteilen wollte, das Wort ab, den letzteren ohne Erlaubnis nicht zu veröffentlichen. Da der Verfasser nun schon alt wird und nicht wünscht, daß der „Schlüssel“ der Schachwelt verloren gehe, verbindet er durch die heutige Veröffentlichung die Betreffenden des ersuchten Wortes.